

Sieben kehren heim [Fortsetzung]

Autor(en): **Renaud, Jeanne**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 23

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645167>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SIEBEN KEHREN HEIM

JEANNE RENAUD



5. Fortsetzung

Bereits, als Sybil mit Micha am Frühstückstisch sass, begann sie an ihren eigenen tröstenden Worten zu zweifeln. Micha war anders als früher, das liess sich nicht leugnen, sein Wesen hatte etwas Unsicheres, Sprunghaftes angenommen, das Sybil immer stärker zum Bewusstsein kam, je mehr sie über ihn nachgrübelte.

Er begann ihr soeben mit Begeisterung seinen Plan betreffend die Sportzeitung aus-einanderzusetzen.

«Ich wäre dir so dankbar, wenn du heut' mit mir und den andern essen wolltest, Sybil. Ich möchte gern, dass du alle kennen lernst, dann wirst du viel mehr Interesse für unser Vorhaben aufbringen können.»

«Aber ich habe doch grosses Interesse für alle deine Pläne, Micha. Ich will auch gern heute Mittag mit euch essen.»

Sie war erstaunt, dass er ihr mangelndes Interesse an seinen Plänen zum Vorwurf machte, sagte sich aber gleichwohl, dass er vielleicht Recht habe und nahm sich vor, sich mehr um seine geschäftlichen Angelegenheiten besorgt zu zeigen. Sie wollte alles tun, um ihm zu helfen, diese schwere Zeit zu überwinden.

Auch Micha schien heute zu jedem Entgegenkommen bereit. «Wenn es dir Freude macht, so male ruhig.

«Nur», er suchte nach den richtigen Worten, «du kannst dir vielleicht nicht vorstellen, was es für mich bedeuten muss, wenn meine Frau mir sagt, dass sie Kacheln bemalen will, um ein paar Franken zu verdienen.»

Er nahm ihre Hand und blickte sie um Verzeihung bittend an. Sybil beschloss, sich für den Lunch mit Michas Geschäftsfreunden besonders schön herzurichten. Sie legte ein einfaches, aber schickes Kostüm aus blauem, leinenartigem Stoff mit weisser Pikéegarnitur an, das ihr entzückend stand.

Als Micha in ihr Zimmer trat, um sie zu holen, war er überrascht, wie schön sie aussah. Er nahm aus einem Glas eine der La France-Rosen, um sie an ihrem Kleide zu befestigen.

«Wie schön du wieder bist», sagte er bewundernd, während er die Rose behutsam feststeckte.

Während des Essens betrachtete Sybil die beiden Freunde des Herrn Bonetti, beides Italiener, die behaupteten, vor dem Faschismus aus Italien geflohen zu sein. Da sie aber erst während der letzten Wirren gekommen waren, um bei einem Bruder, einem seit langem eingekauften Tessiner zu wohnen, konnte niemand genau wissen, ob sie die Wahrheit sprachen.

Bonetti, geborener Tessiner, war bereits zu Anfang des Krieges zurückgekehrt. Von ihm schien zumindest festzustehen, dass er aktiv gegen das Regime gekämpft hatte,

da er mit einer Verwundung lange Zeit im Spital gelegen hatte.

Sybil interessierte die politische Vergangenheit der drei Herren wenig. Sie gab sich heute redlich Mühe, sie objektiv zu beurteilen, obgleich es ihr schwer fiel, ihr einmal gefasstes Misstrauen zu überwinden. Die drei lebhaften Männer ihrerseits taten selbstverständlich alles, um der Signora zu gefallen. Nicht nur, weil sie Gérans Frau war, sondern auch, weil ihre Schönheit ihr südliches Temperament auf höchst natürliche Weise entzündete.

Sybil hätte keine Frau sein müssen, um von der ihr rückhaltlos gespendeten Bewunderung nicht berührt zu werden. Immerhin bewahrte sie ihr natürlicher fraulicher Instinkt davor, sich von den feurigen Schmeicheleien der drei Südländer einfach einwickeln zu lassen. Ja, je länger sie mit Michas neuen Freunden am Tisch sass, um so grössere Abneigung empfand sie gegen alle drei, ob sie nun wollte oder nicht.

Die Liebenswürdigkeit, mit der sie ihren Mann förmlich überschütteten, erschien ihr nicht echt und verstärkte ihr instinktives Misstrauen, das sie doch nicht zu begründen vermochte.

So wurde sie, ohne es selbst zu bemerken, immer schweigsamer. Bonetti schlug vor, man solle noch die vorgesehenen Büroräume besichtigen und dann irgendwo den Kaffee nehmen. Sie stiegen in einem gut aussehenden Hause einige Stockwerke hoch, und Bonetti öffnete mit grossartiger Grandezza die Türe zu drei mittelgrossen, leeren Räumen, an denen Sybil eigentlich nichts Besonderes entdecken konnte. Bonetti hätte aber gerade so gut die Pforte zu einem Palazzo vor ihr öffnen können.

Er sprang lebhaft umher und zeigte Sybil mit Hilfe seiner Freunde durch sprechende Gesten, wo später der Schreibtisch, der Aktenschrank und das Telephon ihres Mannes sich befinden würden.

Sybil heuchelte Interesse, doch schliesslich bat sie Micha, man solle nun zum Kaffee gehen, sie habe Durst. Nachdem sie auch den Kaffee mit allen seinen unvermeidlichen Gesprächen geduldig lächelnd hatte über sich ergehen lassen, schützte sie endlich Kopfweh vor, um allein sein zu können. Sie verabredete mit Micha, dass sie sich zum Nachtessen im Hotel trafen und war froh, als sie den Blicken ihres Mannes und ihrer drei Bewunderer entschwunden war.

Wie so oft durchlief sie die zahlreichen Gässchen, die sie nun schon so gut kannte, und eigentlich ohne zu wollen, stand sie plötzlich wieder vor dem kleinen Basar, in dem sie ihre Malutensilien gekauft hatte. Aber die Freude daran war ihr verleidet, sie wandte sich ab und betrat ein anderes Geschäft, um einen Skizzenblock und einige Stifte zu erstehen. Sie gedachte, auf ihren

Spaziergängen zu zeichnen, um ihre Hand wieder ein wenig zu üben.

Dieser Zeichenblock wurde in der Folge noch Sybils bester Freund. Micha war von morgens bis abends mit dem Kauf der Möbel, der übrigen Einrichtung des Büros und ähnlichen Dingen beschäftigt.

«Bald kann ich dich einladen, die neue Firma zu besichtigen», äusserte er stolz zu Sybil.

Sie bezeugte zwar stets Interesse für Michas Pläne, konnte aber nicht verbergen, dass sie herzlich wenig von Druck, Papier und allem, was mit der Herstellung einer Zeitung zusammenhing, verstand. So fielen Michas Berichte nicht allzu ausführlich aus.

«Es ist erstaunlich, wieviel Geld alles kostet», bemerkte er einmal.

Oder ein anderes Mal: «Der gute Bonetti hat schon wieder kein Geld mehr.

Sybils Interesse an Geldfragen war viel zu gering, als dass diese Bemerkungen ihres Mannes sie beunruhigt hätten. So fragte sie nur einmal, ob Micha denn alles allein bezahlen müsse und ob die Freunde Bonettis auch kein Geld mehr hätten.

«Doch, doch», meinte er hastig. «Nur — die Verrechnungsstelle hat das ihre noch nicht freigegeben; weil sie ja schliesslich Ausländer sind. Bonetti hat aber seinen Anteil bereits als Vorschuss auf die Druckkosten bezahlt. So muss ich die Einrichtung vorläufig allein bestreiten, verstehst du?»

«Ja, natürlich», antwortete Sybil schnell, um ihren Mann nicht zu kränken.

Wieder beschlich sie ein Frösteln. Sie hatte das noch unbestimmte Gefühl, dass mit der Geschäftsgründung ihres Mannes nicht alles sei, wie es sein sollte. Hinzu kam das Misstrauen, das sie seinen Partnern gegenüber von Anbeginn an gehegt und das sich immer mehr verstärkte.

«Wann soll denn die erste Nummer erscheinen?» fragte Sybil, um ihr Interesse zu beweisen.

«Ach, ich weiss auch nicht, es gibt immer mehr Schwierigkeiten bei solchen Unternehmungen, als man vorausieht.»

Michas Ton erschien ungeduldig und gereizt. So wechselte Sybil schnell das Thema. Sie nahm sich jedoch vor, ihren Mann zu beobachten, um aus seinen Stimmungen den wahren Geschäftsgang herauslesen zu können.

Ihr Skizzenbuch füllte sich unterdessen mit allerlei hübschen Szenen aus Lugano und Umgebung. War ihr Herz besonders schwer, so zeichnete sie aus der Erinnerung Bilder aus ihrer Heimat, und das immer wiederkehrende Motiv des weissen Hauses am Platten-see wurde so ein Gradmesser ihres Kummers.

Kummer — hatte sie wirklich Kummer? Sie legte sich selbst selten Rechenschaft über ihre Gefühle ab, dazu war sie viel zu jung

und lebensfroh. Aber dass sie still und bedrückt war, das bemerkte sie doch.

Nur Micha war in immer stärkerem Masse mit seinen Sorgen beschäftigt, so dass es verständlich schien, wenn er nicht allzusehr auf Sybils Stimmungen achtete.

Wie so oft in den letzten Wochen, so kam Micha auch heute nicht zum Nachessen, und Sybil sass allein in dem grossen Speisesaal an ihrem Ecktischchen, die Augen nach der Tür gerichtet, durch die ihrer Meinung nach Micha jeden Augenblick eintreten musste.

Er kam jedoch nicht. Er telephonierte auch nicht, wie er es sonst immer tat, um sich zu entschuldigen, und das beunruhigte sie.

Da sie aber am Nachmittag einen weiten Spaziergang unternommen hatte, war sie müde und ging bald zu Bett, um noch zu lesen. Nun lebten sie bereits einen Monat in Lugano. Das Wetter wurde immer wärmer und Sybil nahm oft ein Boot, um allein auf den See hinauszurudern. Micha hatte ihr versprochen, morgen mit ihr zu segeln. Wo blieb er nur?

Sie hätte ihn so gern gefragt, ob sie sich nicht eine kleine Wohnung nehmen könnten statt der zwei teuren Zimmer im Hotel. Sie hatte oft Sehnsucht nach einem richtigen Heim, das Hotelessen wurde ihr zuwider, sie wollte Micha fragen, ob es ihm nicht ebenso ergehe.

Aber er schien heute besonders spät zu kommen. Sybil schlief endlich ein, die Frühlingsluft hatte sie müde gemacht.

Gegen Morgen wachte sie mit einem leisen Schrei auf. Sie glaubte, Micha habe nach ihr gerufen. Sie musste sich erst besinnen, was mit ihr sei. Durch die Vorhänge drang bereits das erste Frühlicht, draussen erwachten die Vogelstimmen. Sie blickte schnell auf die Uhr, es war halb sechs. Plötzlich stand alles wieder klar vor ihr. Micha war gestern abend nicht gekommen, er hatte auch nicht angerufen!

Sie sprang aus dem Bett, und ihr Herz begann wie rasend bis in den Hals hinauf zu klopfen. Ihr war, als schnüre ihr jemand die Kehle zu. Sie öffnete die Tür zu Michas Zimmer — es war leer! Das Bett war nicht berührt, man hatte vergessen, die Vorhänge vorzuziehen, das Morgenlicht strömte schon hell herein.

Einen Augenblick stand Sybil bestürzt da, sie vernahm das laute Pochen ihres Herzens.

«Oh, Micha», stöhnte sie dann auf und schluchzend sank sie an seinem Bett nieder.

Sie wusste nicht, wie lange sie so geweint hatte, bis eine Tür klappte und Micha vor ihr stand.

Aber wie sah er aus! Sein Gesicht war verzerrt, seine Kleidung unordentlich, als hätte er darin geschlafen. Er sah sie starr an. Er blickte auf ihr tränennasses Gesicht, ihre geröteten Augen.

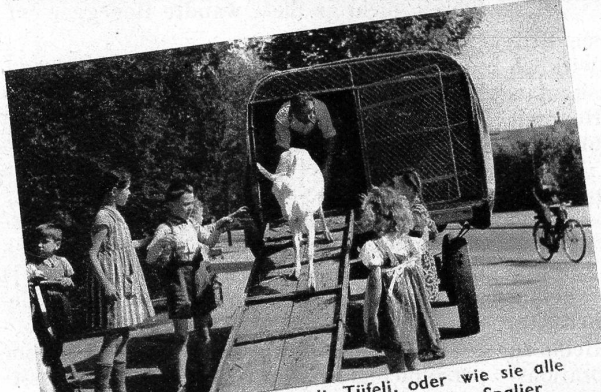
«Verzeih!» Seine Stimme klang rau. Er ging mit schweren, schleppenden Schritten zu einem Sessel und liess sich hineinfallen. Da sass er, zusammengesunken, ein Kind des Elends.

Sybil schnitt es ins Herz, ihn so zu sehen. Sie ging zu ihm, fasste seine Hände, streichelte sein Gesicht. Er griff nach ihren

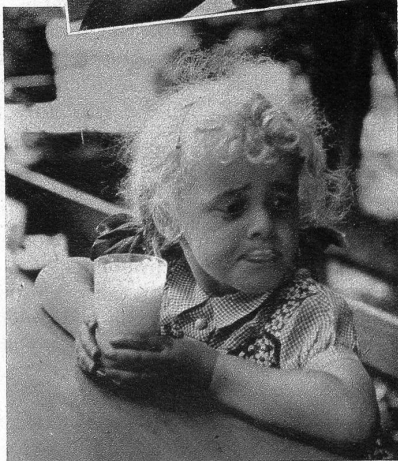


Die seltsamste Kinder-Bar Basels

Punkt 3 Uhr nachmittags fährt auf der Schützenmatte der Milch-Barman vor



Vreni, Negerli, Arveli, Eveli, Tüfeli, oder wie sie alle heissen, werden ausgeladen. Kinder bilden Spalier

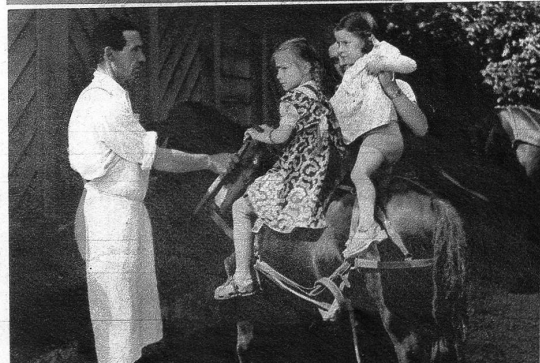
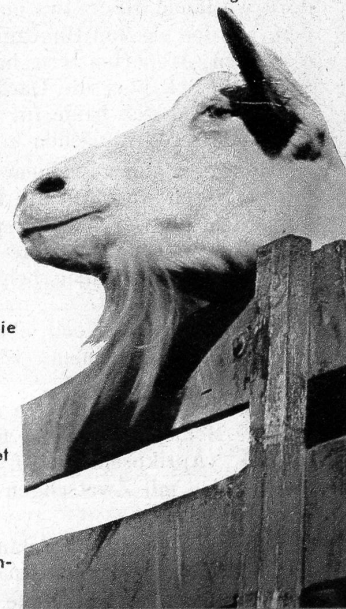


Oben: Einige Kinder trinken die Ziegenmilch mit einer wahren Begeisterung

Links: Wer Geissmilch trinkt, bleibt gesund und lebt lang und schützt sich vor Krankheiten: das ist die Weisheit des Besitzers, Herr Müller

Links unten: Kinder, die nur ungern das Glas leeren, dürfen, damit sie die Ziegenmilch überhaupt trinken, vorerst auf dem Pony reiten

Rechts unten: Frisch von der »Quelle« ins Glas hinein. Das macht den Kindern viel Spass



Unten: Je nach Futtergabe gibt eine Ziege 2 bis 4 Liter pro Tag. Früh morgens um 4 Uhr müssen sie bereits gemolken werden, damit sie abends um 3 Uhr, auf der Schützenmatte wieder Milch geben

Händen, als müsse er sich daran festklammern.

Sie fragte nichts. Trotz ihrer Jugend begriff sie, dass es besser sei, jetzt nichts zu fragen. Wie eine Mutter ihr Kind, brachte sie ihn zu Bett, rührte ihm ein Schlafpulver in ein wenig Wasser und bat ihn, es zu trinken. Er tat, was sie befahl, aber stets so, als handle er halb im Traum.

«Es ist alles aus — diese Schufte —» murmelte er noch, dann schlief er.

Sybil sass eine Zeitlang auf dem Rand seines Bettes und sah auf sein Gesicht, das im Schlaf unruhig zuckte. Was sollte nun aus ihnen werden? Was wurde aus Micha? Wahnsinnige Furcht packte sie. Wohin steuerten sie?

Sie zog ganz langsam den grossen Brillanten vom Finger, der das letzte wirklich kostbare Schmuckstück in ihrem Besitz darstellte. Ihr Vater hatte ihn ihr zur Hochzeit gegeben. Sie drehte den Ring hin und her, so dass sich das Licht funkelnd in dem Stein brach, dann legte sie ihn behutsam auf das Tischchen an Michas Bett.

Sechstes Kapitel

Honegger und Ullmann war es gelungen, die zwei unter dem Dach gelegenen Atelierräume, die sie besaßen, in ein Heim zu verwandeln. Aus Kästen und Dekorationsstoff hatten sie Büchergestelle, Tablare und hockerartige Sitzgelegenheiten gezaubert. Türkische Betten, Fussmatten aus Bast, einige mit dem Geld der Rückwandererhilfe angeschaffte Tessiner Möbel sowie ein buntemaltes Schrank vervollständigten die Einrichtung.

Des Malers Zeichnungen in einfachen Holzrahmen schmückten die Wände, und dort, wo ihnen diese etwa noch kahl erschienen, wurden sie von Honegger kühn bemalt. Von den Atelierfenstern hatte man einen schönen Blick über die Dächer der Altstadt — sie hätten sich beide für den Augenblick nichts Besseres wünschen können.

Honegger, der zu seinem Leidwesen über mehr Freizeit verfügte als Ullmann und es ausserdem besser verstand, zu rechnen, kaufte ein. Meistens kochte er sogar. Französische, schweizerische, belgische, deutsche, italienische Küche.

«Du hättest als Koch viel Geld verdienen können», sagte Ullmann oft scherzend zu ihm.

Der Maler revanchierte sich mit echten Wiener Mehlspeisen. Dann gab es Marillenknoedel (Aprikosenknoedel), Powidltaschen (Mehlspeise mit Zwetschgen-Konfitüre) und Kaiserschmarren.

Einmal schickte Ullmann den Freund aus, um Marillen zu kaufen. Natürlich kam dieser unverrichteter Dinge zurück. Später lachten sie sehr über den Streich und die Aprikosen, die in Wien Marillen heissen.

Weniger erfreulich als das Bohème-Leben mit Ullmann war für Honegger der Erfolg seiner Arbeit. Er bemühte sich fast bei allen grossen Tageszeitungen, seine Artikel unterzubringen.

Einen, der ihm am meisten am Herzen lag und der seine Zeit im Gefängnis sowie seinen dort erwachsenen Entschluss, für den Frieden und gegen den Hass zu kämpfen, behandelt, sandte er einer grösseren, wöchentlich erscheinenden Zeitschrift ein.

Er begnügte sich diesmal nicht mit der höflichen Ablehnung, sondern er suchte den betreffenden Redaktor auf, um zu erforschen, warum dieser Artikel abgelehnt worden sei.

«Glauben Sie mir», sagte ihm der Redaktor, «die Leserschaft will jetzt nichts hören von Versöhnung, Liebe und Frieden unter den Menschen. Ihre Nerven sind noch aufgepeitscht, weil sie sich an Sensationen gewöhnt haben, wie an ein Narkotikum. Sie wollen von Konzentrationslagern, Grausamkeiten und Vernichtung lesen, sie sind all' dieser Dinge noch nicht müde. Noch nicht! Sie wollen hassen, verstehen Sie?»

«Aber Sie und Ihre Zeitschrift sollen doch das Publikum erziehen, Sie sollen den Leser führen, nicht er Sie!» wandte Honegger entsetzt ein.

Der andere lachte. «Das sind bis zu einem gewissen Grade schöne Worte, weiter nichts. Eine Zeitung muss leben, auch in der Schweiz! Die Konkurrenz ist gross. Wir werden Ihren Artikel in einem Jahr bringen können, jetzt nicht.»

Damit war Honegger entlassen. Er neigte dazu, alles zu schwer zu nehmen und Einzelfälle zu verallgemeinern. So litt er tage-, ja wochenlang an solchen oder ähnlichen Unterredungen.

Es lag ihm auch nicht, sich über seine persönlichen Dinge auszusprechen, er musste selbst damit fertig werden, und dies gelang ihm in langen einsamen Spaziergängen und schlaflosen Nächten.

Indessen war er ungemein zähe und unterliess nicht, es immer wieder zu versuchen. Hier und da fand er mehr Verständnis, hier und da wurde einer seiner Artikel gebracht. Dann wurde Honegger, ebenso wie vorher von Verzweiflung, von Freude erfasst. Dann sah er seine Heimat als den einzigen Hort der Freiheit, Wahrheit und Menschlichkeit und sich selbst als einen der wahren Verkünder dieser Tugenden.

Einmal begegnete ihm ein besonders nachhaltig wirkendes Erlebnis. Der Leiter einer guten, einflussreichen Monatsschrift, den er von früher her kannte, fragte ihn, indem er ihm jovial auf die Schulter klopfte, ob er ihm nicht Korruptionsgeschichten aus Deutschland liefern könne. Er war ausserordentlich erstaunt, als Honegger dies rundweg ablehnte.

«Das verstehe ich nicht», meinte der andere. «Schliesslich haben Sie im Gefängnis gegessen, es müsste Ihnen eine wahre Genugtuung sein, so etwas zu schreiben!»

«Ja eben», sagte Honegger. «Sie können es auch nicht verstehen, weil Sie eben nicht einhalb Jahre in Einzelhaft gegessen haben!»

Der andere liess nicht locker.

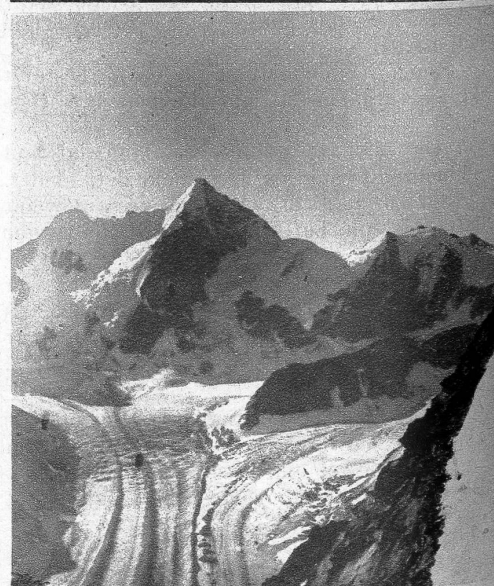
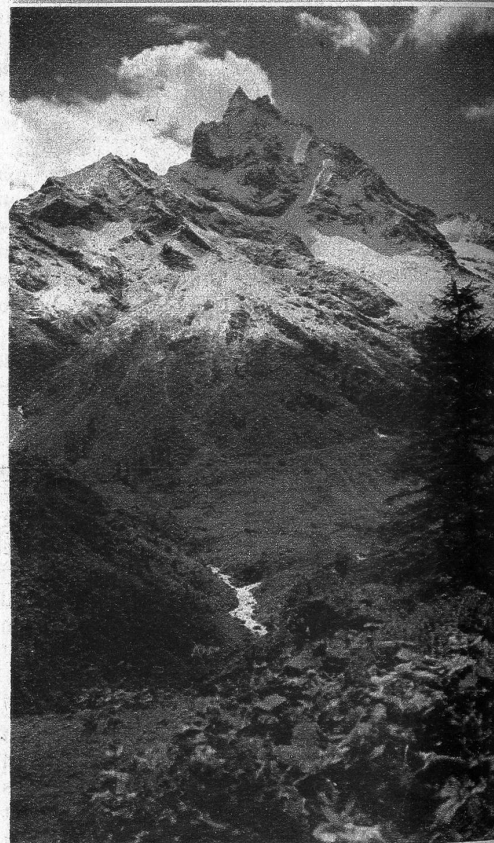
«Die Deutschen haben Sie ins Gefängnis gesteckt, und schliesslich sind Sie doch Schweizer, nicht wahr?»

Seine Frage klang gedehnt und misstrauisch. Honegger liess sich nicht beirren.

«Nicht die Deutschen, die Gestapo liess mich im Gefängnis sitzen, das ist nicht dasselbe. Und gerade, weil ich Schweizer bin, sehe ich meine Mission nicht darin, über andere Völker, dazu noch über bereits besiegte, herzufallen, verstehen Sie das?»

«Nein», sagte der Redaktor schroff. «Ich verstehe nur, dass Sie lieber Missionar als Journalist hätten werden sollen!»

(Fortsetzung folgt)



Oben: Der Bergkessel von Mountet, Glacier de Zinal und Obergabelhorn. — Rechts: Die feine Spitze des Zinalrothorns vom Col de Tracuit aus